

Ängstlich, pünktlich, frech

Amerikaner sind mutiger,
Japaner höflicher, Isländer offener,
Brasilianer nicht so selbstständig.

Was ausländische Dozenten und Professoren
über deutsche Studenten denken

Von Angela Sommersberg



Japan

Wenn Atsuko Watabe ihre Landsleute, die Japaner, etwas aus Deutschland lehren sollte, dann wäre das, ihre Meinung deutlicher zu sagen. „In Japan kann man immer nur vermuten, was jemand meinen könnte“, erklärt die Sprachdozentin, „deswegen haben wir oft Probleme im Ausland.“ Watabe allerdings hat sich durchgebissen. Seit 32 Jahren lebt die Asiatin in Deutschland, seit 18 Jahren bringt sie Studenten am ostasiatischen Seminar ihre Muttersprache bei. „Es ist ein schönes Gefühl, meine Wurzeln weiterzugeben. Das erleichtert mir das Leben im Ausland.“

Es war die Liebe zur deutschen Musik, die sie hierher verschlagen hat. Schuman. Nach einem Mathematik- und Musikstudium in Tokio setzte sie noch den Studiengang Musikwissenschaften und Japanologie in Tübingen drauf, promovierte in Köln. Später verlor sie ihr Herz an einen deutschen Mann. Sie will für immer in Deutschland bleiben. „Aber ich habe noch meinen japanischen Pass. Für alle Fälle.“ Am deutschen Uni-System vermisst sie die klare, japanische Struktur. „Dafür konnte ich meine Ideen hier im Unterricht viel freier ausleben – zumindest, bis der Bachelor kam.“ Sie freut sich sehr über das Interesse ihrer Studenten. Im Gegensatz zu japanischen Hochschülern seien die allerdings fast schon frech. „Sie hinterfragen immer die Meinung des Lehrers, wollen wissen, ob das auch prüfungsrelevant ist“, lächelt sie. Japanische Studenten würden sich das nie trauen und einfach auswendig lernen, was der Lehrer vorsagt. Dafür seien sie aber auch viel freundlicher. „Ich versuche, meinen Studenten diese Höflichkeit vorzuleben, denn das erleichtert vieles im Leben“, glaubt Watabe.

Atsuko Watabe, Hauptsprachdozentin für Japanologie an der Universität zu Köln, seit 32 Jahren in Deutschland.

Bild: Jörn Neumann

Brasilien

Auch bei Jackson Roehrig zu Hause gab es einen Tannenbaum. Seine Familie ist deutscher Abstammung und stark europäisch geprägt. Trotzdem war die erste Reise nach Deutschland eine Überraschung für den Brasilianer. „Alles was so diszipliniert: Man verabredet sich, hält Absprachen ein, ist pünktlich. Das war sehr interessant und neu. Aber ich finde das sehr gut.“ Auf jener Fortbildung lernte er seine Frauen kennen und nahm sie mit nach Brasilien. Zwei Jahre später war er wieder hier, promovierte in Bochum und kam 2001 an die Kölner Fachhochschule. Heute unterrichtet er Studenten im Fachbereich „Wasserressourcen-Management“.

Im Gegensatz zu den deutschen Studenten seien die brasilianischen weniger selbstständig, schlechter ausgebildet und jünger, findet der Professor. Doch auch in der Forschung gebe es Unterschiede: „Hier kommen viele Forschungsaufträge von der Regierung oder der Wirtschaft, in Brasilien sind die Hochschulen noch viel zu sehr abgeschirmt und theoretisch ausgerichtet.“ Hier könne er auch viel mehr internationale Erfahrungen sammeln. So tourt Roehrig durch die ganze Welt: In die arabischen Ländern, nach Lateinamerika und Afrika. Doch er lobt das brasilianische Evaluierungssystem, in dem exzellente Unis schwachen Hochschulen helfen. Und noch etwas würde Roehrig in Deutschland verändern: „Ich bin zwar froh über die Bachelor/Master Einführung, aber die Studienzzeit ist zu kurz. Sie bereitet einfach nicht ausreichend auf das Berufsleben vor.“ In Brasilien studiere man sieben Jahre. Dorthin will Roehrig nicht zurückgehen: Er hat sich gerade einbürgern lassen.

Jackson Roehrig, Professor für Wasserressourcen-Management am Tropeninstitut FH Köln, seit 17 Jahren in Deutschland.

Bild: Jörn Neumann

Island

Reykjavik ist ein Dorf. Findet zumindest die Isländerin Ása Magnusdottir. „Wenn ich dort abends auf der Theke tanze, weiß es am nächsten Morgen meine Mutter“. Deswegen zog es sie schon früh in die ausländischen Großstädte. London, Amsterdam, Hamburg. Aber an Köln hat sie ihr Herz verloren. „Diese Stadt hat einfach den gewissen »x-Faktor«, schwärmt sie in akzentfreiem Deutsch. Das hat sie schon in der Schule gelernt und immer weiter perfektioniert. „Ich habe kein Verständnis dafür, wenn man seit Jahren in einem fremden Land lebt und die Sprache nicht beherrscht.“ Ein Kulturschock war allerdings der kölsche Karneval. „Ansonsten sind sich Isländer und Deutsche aber sehr ähnlich.“

Angetan hat es ihr die riesige Uni. „Hier gibt es nichts, was es nicht gibt.“ Deswegen besucht sie auch gerne mal privat exotische Seminare und Vorlesungen. In ihrem Heimatland gibt es nämlich nur die Standard-Studiengänge. „Dort ist alles ganz edel und gemütlich mit winzigen Kursen und einer super Ausstattung.“ Und die Uni finanziert sich nicht mal mit Studiengebühren, sondern über eine Lotterie. Das findet Ása Magnusdottir super. Froh ist sie auch darüber, dass in Köln der Bachelor eingeführt wurde, den es in Island schon ewig gibt. Das mache alles strukturierter. „Leider haben die deutschen Studenten dadurch aber auch einen Tunnelblick bekommen.“ In Island würde eine Geisteswissenschaftlerin auch mal einen Jura-Kurs belegen. Sie hofft, dass sich dieses Denken auch in Deutschland durchsetzt. Denn ihre Isländisch-Kurse sind in letzter Zeit ziemlich leer.

Ása Magnusdottir, Sprachlektorin für Isländisch am Institut für Skandinavistik, Universität zu Köln, seit zehn Jahren in Deutschland.

Bild: Stefan Worrington